

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 17. März 1836.

33

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C o r n e l i a.

(F o r t s e t z u n g.)

Das launenhafte Glück zeigte sich jetzt besonders freundlich gegen Cornelia. Auf ein Lotterielos, welches ihr einst scherzend der Oheim geschenkt hatte, gewann sie ein schönes, reizend gelegenes Rittergut, unweit M. Cornelien's erster Gedanke war, Moriz dieses frohe Ereigniß mitzutheilen, doch dieser blieb bey der Nachricht still und in sich gekehrt. Der reiche Gewinn führte manchen bedeutenden Freyer in Meinau's Haus, doch jedem begegnete Cornelia mit entschiedener Kälte. Nur der Eine, mit dem Cornelia alle Schätze der Erde und des Meeres getheilt haben würde, erschien jetzt immer seltener.

Rose's Vater starb. Dieser Verlust betrübte den zärtlichen Sohn innig, und mehr als früher, suchte er jetzt die mitfühlende Freundin. Sie allein verstand ihn ganz, sie machte seinen Schmerz zu dem ihrigen, und wußte auf die sanfteste Weise ihn wieder dem thätigen Leben zuzuführen, aus dem sein Kummer ihn entfernt hatte. Wo er auch seyn mag, dachte Cornelia oft, auch wenn er mich einst nicht mehr lieben wird, findet er jemals so treue, hohe Liebe wieder? Wird ihm nicht stets die Erinnerung sagen, und ruhte er am Herzen der schönsten Frau: wer versteht mich jetzt ganz, da sie mir fern ist?

Auch Rose fühlte immer lebendiger, daß er ohne sie nicht glücklich seyn könne; zu fest kettete Vertrauen, süße Gewohnheit und die Erinnerung an M. ihn an seine Gerechtete. Trennung vermochten beyde nicht mehr zu ertragen. Einige Monate später ward Cornelia Rose's Gattinn.

Moriz's Neigung für das Landleben lockte die Neuverbundenen auf das Gut und hier, umgeben von Allem, was das Leben zu schmücken vermag,

in der milden Sommerluft, in dem freundlichen Orte, der ihr Eigenthum war, empfanden beyde ein Glück, das nur Wenigen beschieden ist. Was nur die zarteste Liebe ersinnt, bot *Cornelia* auf, *Moriz* an sich zu ziehen und zu fesseln; seine Liebe übersah den kleinen Unterschied des Alters, der sie oft beunruhigte, und die Anerkennung ihrer tiefen Empfindung und geistigen Bildung, die Verklärung in *Corneliens* sprechenden Zügen, gaben ihr in des Gatten Augen einen süßen Reiz, und liehen seinem Benehmen gegen sie einen Anflug von schwärmerischer Leidenschaft, obgleich er von Natur ruhiger war als *Cornelia*. Immer bemüht, ihn überraschend zu erfreuen, ward ihm jeder Tag zum Festtage und der Winter verstrich, ohne ihnen ihre Einsamkeit langweilig werden zu lassen. Mit Lust und Eifer widmeten sich beyde dem Studium der Ökonomie, und wenn der Abend herankam, las *Cornelia* mit Wohlklang und tiefem Gefühl die bessern Dichter. Oft auch begleitete seine schöne Stimme ihr meisterhaftes Clavierpiel, oder er holte Zeichnungen hervor und *Cornelia* ihr Herbarium. Immer hatten sie sich Etwas zu sagen, und *Rose's* natürliche Sanftmuth und *Corneliens* heiße Liebe ließen auch nicht den kleinsten Zwist entstehen.

Nur Eine Saite klang mißtönend in *Corneliens* Innern: die leiseste Erinnerung an ihre Jugend. So oft und gern sie ihrem Gatten von ihrer Kindheit erzählte, so malte sich in ihren Mienen doch Furcht und Trauer, wenn er nach der glücklichsten Mädchenzeit, nach den Jahren ihres jungfräulichen Aufblühens fragte. *Moriz* sprach viel von seinen geliebten Eltern, am meisten jedoch und mit tiefer Rührung von seinem verstorbenen Bruder, den er noch sehr liebte. „Wie ich kaum geboren war, liebte er mich schon,“ sprach *Rose* oft zu seiner Gattinn; „obgleich erwachsen und mit den Wissenschaften beschäftigt, nahm er doch Theil an meinem kindischen Spiel, und der erste Schmerz meines Lebens, der um seinen Tod, wird nie mehr aufhören, in mir zu tönen.“

„Er starb, weit von hier, nachdem ich ihn schon zwey Jahre nicht mehr gesehen hatte.“

Gewöhnlich war *Moriz* nach diesen Erinnerungen sehr betrübt, so daß *Cornelia* sorgfältig alles entfernte, was ihn an den Todten mahnen konnte.

„Die Art seines Todes,“ fuhr er fort, „ist in Dunkel gehüllt, so viel ist mir bekannt, daß er im Duell blieb. Treffe ich aber früher oder später seinen Mörder, nach dessen Namen ich begierig trachte, wie ein Adler nach seinem Raube, so muß er fallen, und sollte ich mit ihm untergehen.“

Die Geburt eines holden Knaben brachte neues Glück, neue Liebe in das freundliche Schloß der zufriedenen Gatten. Die heißen Thränen der Mutter kamen aus dem Innersten ihrer Seele. Mit frohem Blicke schaute sie zum Himmel und flüsterte: „Ich danke dir, Gott! für den neuen Beweis deiner wiederkehrenden Guld!“ *Cornelia* schwebte einige Tage nach der Geburt des Kindes am Rande des Grabes, und der zarte Knabe, der in dieser Zeit getauft wurde (da *Moriz* diese Weihe nicht aufschieben wollte), erhielt, ohne der bewußtlosen Mutter Wissen, den Namen *Eduard*.

Als Cornelia ihrer Genesung entgegenging, und nach dem Namen des Kindes fragte, entgegnete sie auf des Vaters Antwort: „Warum gabst du unserm Kinde diesen Namen?“

„Mein Bruder hieß ja Edward,“ versetzte Moriz sanft, „möge er gut werden wie der Todte, nur glücklicher!“

„Edward!“ flüsterte die Wöchnerin und versank in düstere Träume.

Cornelia besorgte wieder ihre häuslichen Geschäfte, und blühte holder als je. Ostern rückte näher und mit dem Feste die Zeit, zu welcher das Ehepaar zum Abendmahl zu gehen pflegte. Die süße Nähe des Lenzes löste auch ihre Gemüther in Dank und Liebe auf und die Herzen fanden sich innig in Einem Gefühle zusammen. Moriz hatte einen Kranken Freund, welcher im nächsten Dorfe wohnte, besucht, und kehrte mit einbrechender Dämmerung, durch den klaren Gründonnerstagabend milder als je gestimmt, zu seiner Gattin zurück. Er fand sie in Gedanken versunken in ihrem Zimmer. Sanft schlang er den Arm um sie und bedeckte sie mit Küssen. Da ertönte ein leiser Klage laut, er kam von dem die Mutter begehrenden Kinde.

„Was ist dieß?“ sprach lauschend Cornelia, welcher die Stimme anders als gewöhnlich klang.

„Edward weint über dich!“ sprach Moriz, und hastig riß sie sich los, nach dem Nebenzimmer eilend; doch an der Thüre desselben verließen sie die Kräfte und mit dem Ausrufe „wehe mir!“ sank sie erblaffend zu Boden.

Moriz trug die Zitternde in das Sofa, kniete vor ihr nieder, und rief mit stehender Stimme: „Um aller Heiligen willen, entdecke dich mir, was, meine Cornelia, quält dich?! Hast du einen Fehltritt zu bejammern, o weine dich aus am Herzen deines treuesten Freundes; sollen, dürfen Wesen, die in so inniger Verbindung stehen als wir, Geheimnisse vor einander haben? Enthülle mir deine Seele, meine Geliebteste, bist du nicht das Weib meines Herzens? habe ich deine Vergangenheit zu richten?“

„Du sollst Alles hören!“ rang sich aus dem beklommenen Herzen, „verdammte mich, ich will es eher tragen als das Geheimniß. Du hast beydes in deiner Hand, Leben und Tod! vielleicht bringt dein mildes Urtheil mir Leben. Aber erst sage mir noch einmal, daß du mich liebst!“ rief sie, ihn fester umschlingend „sage es mir, daß dieser süße Klang alles Andere in mir übertöne, daß ich ihn noch höre in der Ewigkeit!“

„Ja ich liebe dich, werde dich ewig lieben!“ sprach er bewegt.

Sie zog eine Rolle Papier aus einem geheimen Fache ihres Schreibtisches, und reichte ihm dieselbe. Noch einen klagenden, bittenden Blick warf sie auf Moriz und schlich dann in das Nebengemach, den weinenden Knaben zu beschwichtigen. Rose ging ahnungsvoll nach seinem Zimmer, um die Papiere zu lesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Minen in Schweden.

(Auszug aus Alexander Daumont's „Voyage en Suède.“ Paris 1834.)

Von N. Fürst.

Die Minen von Schweden sind eine Quelle des Reichthums, welche dieses Land für seine geringe Fruchtbarkeit entschädigt. Diese mineralischen Erzeugnisse, dem Wechsel der Jahreszeiten nicht ausgesetzt, sind das köstlichste Geschenk, das die Natur einer armen Nation verleihen konnte. Diese Minen blieben jedoch lange gänzlich unbekannt. Anfangs, und durch mehrere Jahrhunderte, waren sie das Eigenthum der Geistlichkeit, die ihren Werth nicht kannte, und sie vernachlässigte. Die Regierung eignete sich später die Minen an, und ließ sie auf ihre Kosten, doch ohne sonderlichen Erfolg, bearbeiten, doch endlich überließ sie die Ausbeutung derselben der Privatbetriebsamkeit, unter der Bedingung einer angemessenen Entschädigung. Aber die Unerfahrenheit der neuen Eigenthümer war noch so groß, daß es ihnen an allen Kenntnissen der einfachsten Verfahrensarten zur Ausbeutung fehlte, und die Erzeugnisse der Minen wurden roh in fremde Länder ausgeführt. Erst gegen das vierzehnte Jahrhundert wurde ihre Wichtigkeit gehörig gewürdigt und man erkannte endlich den ganzen Einfluß, den diese natürlichen Reichthümer auf die Wohlfahrt des Landes haben mußten.

Man berief Bergleute aus Deutschland und Lüttich; man verfaßte Reglemente, die durch ihre bewunderungswürdige Klarheit jetzt noch als Muster dienen können. Die Hansestädte gaben die nöthigen Capitalien zur Betreibung der Arbeiten her, und die Ausföhrung dieses Industriezweiges veränderte in kurzer Zeit die ganze Gesittung dieses Landes. Statt einer ganzen Bevölkerung von Jägern, die allen Entbehrungen ausgesetzt, in den Wäldern ein erbärmliches Leben führte, statt jener Leute, die der Hunger unaufhörlich zur Verfügung der Factionsmänner stellte, sah Schweden eine arbeitssame Bevölkerung entstehen, und fing an, den Werth zu erkennen, den die Erde dem Fleiße darbietet. Zum Austausch des Kupfers und Eisens, womit die Schweden das Ausland versorgten, erhielten sie Tücher, Wein, Leinwand, Gegenstände des Kunstfleißes und selbst des Luxus. Diese Austauschungen führten bey ihnen neue Bedürfnisse und neue Genüsse ein, und die einheimischen Sitten und Gebräuche erhielten dadurch eine gänzliche Umgestaltung.

Im Herzen von Schweden ist es, wo die Natur den Vereinigungspunct dieser mineralischen Schätze gebildet hat. In den mittlern Provinzen und in den Gegenden nahe bey Upsala befindet sich die größte Masse der Metalle, das heißt, die größte Anzahl der Minen. Man zählt deren 586 in ganz Schweden, und der Centralpunct, der Wermeland, Nerike, Westmanland und einen Theil von Dalekarlien in sich schließt, besitzt deren allein dreyhundert ein und sechzig.

Wenn man sich von der Bergebene oder dem metallreichen Centrum entfernt, nimmt die Anzahl der Minen unmerklich ab, bis man endlich gar keine mehr antrifft. Diese Abstufung ist gegen Süden bemerkbarer als gegen Norden. In den mittäglichen Provinzen, welche die äußerste Grenze von Schweden bilden, wie Schonen, Blekingen, Göthaborg (Gothenburg) u. s. w. befindet sich nur eine einzige Mine, aber von keinem Belange, während, wenn man sich gegen Norden entfernt, die Abnahme minder bemerkbar ist, denn man zählt noch 16 Minen in Norrland und Lappland. Es scheint selbst, daß lehtere Gegend Minen in sich verbirgt, die, wenn sie auch nicht zahlreich, doch die reichsten von ganz Schweden sind.

Das schwedische Eisen, das streckbarste und hämmerbarste aller bekannten Eisenarten, ist in einigen Bezirken in solchem Ueberflusse vorhanden, daß man es auf der Oberfläche des Bodens findet. Das schwedische Eisen verdankt seine Vorzüglichkeit dem Umstande, daß man zu dessen Schmelzung statt Holzfohlen gewöhnliches Brennholz anwendet.

Man zählt in Schweden 35,000 Arbeitsleute, die mit den verschiedenen Operationen zur Förderung der Metalle aus den Minen beschäftigt sind. Das Eisen bildet den größten Theil der Production der Minen; es wird von dem-

selben für beträchtliche Summen ausgeführt, das Übrige wird im Lande selbst verbraucht.

Die vorzüglichsten Minen befinden sich in Wermeland, Södermanland, Upland, Ostgöthaland und in den Gegenden von Drebro, die beträchtlichste von allen ist die zu Dannemora, aber ihre Production, die sich noch bis auf 1,600,000 Franken beläuft, nimmt jedes Jahr ab.

Dannemora liegt in der Provinz Upland, einige Meilen von Upsala entfernt. Die Mine hat mehrere Öffnungen; die hauptsächlichste ist eine Aushöhlung von 500 Fuß Tiefe, und im Grunde sieht man die Arbeiter beym Fackelschein arbeiten. Pferde setzen Räder in Bewegung, an welche große Kübel angehängt sind, die zur Förderung des Erzes aus den Gruben dienen. Man braucht gewöhnlich Schießpulver, um die Minen zu sprengen, und die Erschütterung, welche die unterirdischen Explosionen der Erdoberfläche mittheilen, ist ein eben so seltsames als schreckbares Schauspiel. Die Gegend um Dannemora ist angenehm; die daselbst zerstreuten Gewerke bilden kleine Dörfer, die gut gebaut sind und wo Alles Betriebsamkeit und Zufriedenheit athmet.

Das Kupfer bildet, nach dem Eisen, den Hauptzweig der mineralischen Schätze Schwedens. Die Mine zu Falun ist die beträchtlichste, die allein das Drittheil der Gesamtproduction liefert. Das Übrige kommt aus den Minen von Westeras, Östersund, Drebro und Linköping, doch steht übrigens die Qualität des Kupfers dem von Falun nach.

Die alte Mine von Falun ist berühmt, aber ihre Adern, vormals so ergiebig, drohen erschöpft zu werden. Unter der Regierung Gustav Adolph's belief sich die jährliche Production auf beyläufig 2,732,000 Kilogramme; unter Carl XI., von 1,366,000 bis 2,186,000 Kilogramme; heut zu Tage gibt sie nur 594,000 Kilogramme Kupfer.

Der Haupteingang ist eine große Aushöhlung, genannt Stöten, die 40 Toisen Tiefe auf 100 in der Breite hat. Diese Grube wurde durch einen schrecklichen Einsturz gebildet, der 1687 Statt fand. Seit längerer Zeit sah der Mineninspector voraus, nach den von erfahrenen Bergleuten bekannten Wahrzeichen, daß ein Einsturz erfolgen werde. Er befahl die Arbeiten einzustellen und die Mine zu verlassen. Da mehrere Tage ohne böse Zufälle verstrichen waren, entstand ein Murren unter den Arbeitsleuten, die sich ohne Arbeit befanden, und ein Aufstand brach aus. Entschieden, die Arbeiten wieder anzufangen, versammelten sie sich an Ort und Stelle mit ihren Geräthschaften und schickten sich an in die Mine hinabzusteigen, als diese plötzlich über ihnen zusammenstürzte. Mehrere Arbeiter kamen um, doch der größte Theil wurde gerettet.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im Februar 1836.

Wir haben hier eine Hinrichtung nach dem Fasching, ein Trauerspiel nach dem Lustspiel gehabt, ich aber gebe Ihnen heute das Trauerspiel zuerst, dann die Farce, wie sich dies gebührt. Es war am Morgen nach dem letzten Maskenball, ein düsteres Nebelgezelt war über die Hauptstadt gespannt, und die Schneeflocken flogen im Winde. Mir steckte der Kopf noch voll Narren, voll Contretänze und schöner Frauen; aber diese Schattenbilder weltlicher Lust erbleichten und entflohen, als ich durch die öden Straßen schritt, und als die feyerlichen Glockenstimmen von S. Sulpice durch den Nebel rollten; der Aschermittwoch richtete sich auf vor mir, bleich und zürnend, und schritt über verwelkte Blumen und über zerrissene Festgewänder. Ich ging in die Vorstadt S. Jacques. Die Vorstädte enden hier mit schlechten Hütten, ohne die Wacht- und Schlachthäuser könnte man glauben, man wäre in einem Dorfe. An diesem Morgen aber drängten sich dichte Massen in der Vorstadt S. Jacques. Man hoffte, Fieschi werde hingerichtet werden. Die Leute liefen, ritten und fuhren aus allen Stadttheilen herbey. Da sah man Ballgäste, die noch vom letzten Becher Punsch glühten, ganze Maskenzüge, noch vom Tanze bestäubt, Mädchen in Beinkleidern und Herren in Robe und Shawl, fröhliche Truppen, die sich nach dem

Rehrens noch nicht gefest hatten, Equipagen mit schönen, gepuderten Damen, die wie wandernde Blumengefelle umherzogen; man schrie und sang, sprang und jubelte, und lud sich zum Frühstück ein; es war wie ein Nachfasching, und eine halbe Stunde später sollten drey Köpfe unter dem Messer fallen! Sie fielen aber nicht, die Hinrichtung war auf den andern Tag verschoben worden. Ich habe mich schon oft gefragt, woher es komme, daß die Frauen am begierigsten zu solchen blutigen Schauspielen eilen; — vielleicht eben weil sie gut und mittheilig sind. Das klingt wie ein Paradoxon, um so mehr, da es an Zeit fehlt, mich weiter zu erklären. Des andern Tages ging ich absichtlich zu spät an die Richtstätte, es war zwölf Uhr, um acht Uhr hatte die Nemesis hier ihr schreckliches Amt verwaltet. Die Menge hatte sich bis auf einige wenige aus dem Volke verlaufen. Jenwärts des Gitters der Barriere, vor der Thüre eines Marchand de vin traiteur hielten zwey Karren, darauf lagen rothe Pfosten, rothe Breter, rothe Körbe und Kisten, alles roth, blutroth, es war die Guillotine, und auch die Knechte, die eben vorspannten, waren roth, es waren die Henkersknechte, sie waren roth vom Weine, sie hatten sich's gut schmecken lassen, sie hatten einen guten Tag gehabt: drey Köpfe! „Sehen Sie diesen Korb,“ sagte mir ein betrunkenener Ziafer, „da ist ein Rasirmesser drin, damit wird einem zum letzten Male der Bart abgenommen.“ Auch der Ziafer hatte einen guten Tag oder vielmehr eine gute Nacht gehabt, um zwey Uhr hatte er schon Neugierige hieher gefahren; der Kerl sah höhnisch drein und hatte mir derb auf die Schulter geklopft, ich wollte nicht zurückbleiben. „Seht Ihr den Sack,“ sagte ich zu ihm, „in dem werdet Ihr zum letzten Male niesen.“ Jetzt traten die Lächer auf meine Seite, mir standen die Haare zu Berge. „Eine schlechte Prise Tabak,“ schrie der Kutscher und lachte. Ich drehte mich um und ging.

Auch auf diese schreckliche Geschichte hat ein hiesiger Kaffeewirth speculirt, im Café de la renaissance, auf dem Börseplatze, sitzt die Nina Lassave am Comptoir, sie erhält dafür 1000 Franken monatlich. Dieses Kaffeehaus war eines der schönsten von Paris, im Geschmacke der Kunstperiode decorirt, welche die Franzosen renaissance nennen, der Wirth machte ein Estaminet daraus: statt der eleganten Welt, die sich früher zahlreich einfand, strömten nun Billardspieler und Tabakraucher hieher; bald war das zierliche Getäfel und die goldenen Rosetten und die Malereyen schwarz, der spiegelblanke Fußboden schmutzig, man kann sich nicht leicht einen widrigeren Aufenthalt denken, als ein Pariser Estaminet. Indessen fand der Wirth seine Rechnung, auch diese Speculation ist ihm geglückt, die anderen Limonadiers schreyen zwar, es sey unmoralisch, allein die Gäste strömen in Massen herbei, und jeder muß ein Billet zu einem Franken einlösen. Der Zulauf ist so gewaltig, daß der Wirth die Neugierigen oft um Himmelswillen bittet, sie möchten doch draussen bleiben. Die Nina Lassave sitzt nicht am Hauptcomptoir, man hat ihr ein eigenes in einem Billardzimmer errichtet; sie ist meistens mit Sticken beschäftigt mit tief gesenktem Kopfe. Das schwarze Haar ist vornan in zwey breite Bandeaux gescheitelt, und hinten in mächtigen Flechten aufgesteckt, durch die sich eine goldene Kette windet. Das übriggebliebene Auge ist nicht ohne Interesse im Ausdruck, im Ganzen aber hat die Physiognomie der Geliebten Fieschi's etwas Widerwärtiges.

(Der Schluß folgt.)

München, im Jänner 1836.

(Schluß.)

In Deutschland werden die Postanstalten das ergiebige Regale wie ein unveräußerliches, unschmägbares Kleinod zu wahren sich bemühen — es collidiren zwey Interessen, jenes der Staaten, resp. der Regale, und der Unternehmer. England hat keine Fahrposten und der Transport von Effecten und Personen ist den Privaten hingegeben. In Deutschland, z. B. in Bayern, Sachsen und Preußen, sind die Diligencen und Eilwagen Staatsanstalten, die Tausende für dieses Institut aufwenden, um verhältnißmäßig Tausende für die Staatscasse zu gewinnen. Das Königreich Sachsen verwahrte seine Postregale, wie uns die allgemein bekannten Statuten der dortigen Eisenbahngesellschaften beweisen, auf die klügste und umsichtigste Weise. Die Gesellschaften müssen Trägerinnen des Postregales seyn; sie können ihr Interesse nicht von jenem des Staates trennen und müssen durch ergiebige Procente das Postärar entschädigen.

Ich weiche von diesem Thema wieder ab und lenke zum Ehepiskarren, der noch ohne Dampfmaschine geht, wieder ein. In unseren Tagen kann sich selbst das Gemeine in der Gunst des Publicums heben, sonst könnte auf der königlichen

Hofbühne sich kein unpoetisches Niederländerstück — wie „Lumpacivagabundus“ wiederholen. Auf dem geweihten Raume der Kunst, wo die Gestalten eines Posa, einer Thekla, eines Nathan, Tasso und Hamlet an uns vorüberwandeln, ist ein schmutziger Knieriem oder Bruder Leim mit dem Zwirn eine bedauerungswerthe Trivialität, die man auf das gemeinste Volkstheater verweisen sollte. Ein Dahn, der kurz zuvor voll Begeisterung einen Tasso darstellte, schließt in die Jacke eines Schreiners, ein Forst, der Don Cäsar oder einen Hohenstauffen spielt, bedeckt sich mit dem Schmutz eines niederlichen Schusters! Das sind nun Übergänge vom Cothurnus zum Soccus und ein guter Schauspieler muß sich in alle Metamorphosen finden können! Jede Zeit hat ihre Idole und lebte Lessing noch, er würde sich über die Entwicklung des deutschen Drama seit 1781 gewiß vorthelhaft äußern! — Inzwischen sind die Intendanten, die alle Classen und Stände ins Auge fassen und vom Höchsten zum Niedrigsten die Repertoirs wie eine Toncala herabstimmen, insoferne tadelstrey, als sie uns mit der Richtung der dramatischen Poesie vertraut machen. Houwald, der sinnige Tragöde, dessen „Bild“ einst alle Dramaturgen in Bewegung setzte, ließ sich vor wenigen Tagen wieder in „Fluch und Segen“ auf unserer Hofbühne sehen. Man hört eben nicht ungern jene Wernerer, Müllnerer, Grillparzerer, Fatums-Nachflänge, die Houwald in wehmüthige Molltöne verwandelte. Übermuth, dann Fluch, häuslicher Kummer, Noth und Elend — Auspflanzung und Schuldthum und endlich ein Seitentanz und Kinderhandel sind zähe Fäden, die zum dramatischen Knaut verschlungen, nur durch einen wunderbaren Deus ex machina sich zur Befriedigung lösen. Und doch ist Houwald immer eine freundliche Erscheinung, die durch Fülle des Gemüthes und eine runde Diction sich die Achtung sichert. Wer spielte am besten in diesem Stücke? Eine Schröder übernahm die Rolle der Mutter und wer zweifelt an einer kunstvollen Darstellung? Hr. Hölken spielte den Vater und vergeudete leider zu viel von seiner declamatorischen Kraft. Den Sieg trug der kleine edle Moriz, der sich für seine Eltern aufopfernde Sohn davon, das seltene Kind, dessen Rolle der kleinen Friederike Hölker zugetheilt war. Spiel und Declamation waren in diesem Moriz vollendet. Der kleine Schauspieler, der Held des Stückes, war von seiner Rolle ganz durchdrungen. Er war ganz Gefühl und Wahrheit; er sprach mit Geist die wohlklingenden Verse des Dichters und — übertraf sich selbst. Rauschender Beyfall besohnte das hoffnungsvolle Kind, das bald wieder — im Ballette „Arsena“ in „Amors Pflegekind“ u. s. w. seine anmüthige Kunstfertigkeit an den Tag legen wird.

Lessing's Genius erschien uns im Jänner noch einmal in „Nathan der Weise.“ Hr. Esclair ist ein eben so geborner Nathan der Weise, als ein geborner Yngurd, Otto von Wittelsbach oder Wallenstein! Seine Größe erhob uns! Hr. Dahn, der sich als Tasso einen Kranz erwarb, der nie welken wird, war sehr verdienstvoll als Tempel; Ue. Schöllker als Recha erfaßte die Seite der warmen Innigkeit dieser edlen Naturtochter im hohen Grade und bezeichnete von Situation zu Situation ein rühmliches Vorschreiben im Auffassen der Charaktere. Diese Recha ist ein weislichches Frauengebild, eine Doppelnatur voll Anmuth und Schönheit; eine herrliche Conception des großen Dramaturgen. Mad. Kerner als Daja ihr zur Seite war ganz die abendländische, gemüthliche und besorgliche Christinn im Tone einer guten, deutschen Hausfrau. Der Derwisch, durch Hrn. Kav. Mayer dargestellt, vergewaltigte sich uns als ein wahres Charakterbild, das mit seiner heiteren, jovialen Offenheit neben dem klaren, reinmenschlichen Nathan von trefflicher Wirkung war. Der Laienbruder, von Hrn. Heigel gegeben, war eine erquickliche Erscheinung. Der Patriarch stand auf dem Punkte, durch Hrn. Mayer parodirt zu werden. Er nahm ihn zu sehr von der ironischen Seite, die Lessing selbst nicht ohne Absicht hervorhob. Und Saladin? Hr. Hölken zeigte Würde in Haltung und Gang, aber ließ das Feuer des Orientalen nicht auflodern, dagegen war Mad. Friess als Sittah wärmer. Esclair verbreitete den Glanz der Kunst über alle Umgebungen und Parthien.

Münchens Tagesliteratur scheint sich zusehends einer Wendung zum Besseren zuzufehren. Das „Museum für die elegante Welt,“ ganz nach dem Vorbilde dieser Blätter mit Modenkupfern, trat mit dem Jahre 1836 in die Reihen der Localblätter. Es soll seine Entstehung einer mächtigen Hand verdanken. — Die „Fris“ ist nicht gehaltlos und führt einen anständigen Ton. Die „Fortuna,“ ein Toilettenjournal, macht sich erst die Coiffüre. Das „Panorama“ wird hohe Standpuncte nöthig haben. Die „Gelehrtenanzeigen,“ directe Abkömmlinge der „Annalen,“ beweisen, daß sie Mitglieder der Akademie der Wissenschaften ausstatten. Ein Phalanx von Gelehrten bildet die Kritik!

C o n c e r t

des Hrn. Franz Stoll.

Am 13. März trat der Guitarrespieler Hr. Stoll, ein geborner Wiener, zum ersten Male mit einem öffentlichen Concerte in seiner Vaterstadt auf. Die Guitarre ist als Concertinstrument wohl eines der unzulänglichsten und zugleich undankbarsten von allen; der gänzliche Mangel an aller musicalischen Selbstständigkeit hat sie schon von Natur aus auf den beschränkten Kreis der Begleitung zur Menschenstimme angewiesen, und nur die beharrliche Geschicklichkeit einzelner Virtuosen hat ihr jezuweilen den Rang und die Bestimmung eines Solo- oder Concertinstrumentes ertrotzt. Ein solcher Virtuose ist auch Hr. Stoll, der es, gewiß nur durch eisernen Fleiß und sehr muthige Ausdauer, auf seinem mangelhaften Instrumente zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Vollkommenheit gebracht hat. Sein Spiel ist voll Leben und Ausdruck, die Schwierigkeiten, die ihm die Construction des Instrumentes darbietet, überwindet er mit ungemeiner Leichtigkeit, ohne daß man es merkt, daß es Schwierigkeiten sind, und besonders weiß er eine Menge höchst zarter, geschmackvoller Nuancen, Übergänge und Verzierungen anzubringen, welches dem sterilen Tone des Instrumentes Wohlklang, Mannigfaltigkeit und Reiz geben. Der erste Satz eines Giuliani'schen Concertes, so wie die Phantasie und Variationen über ein Schweizerthema, nebst Potpourri über Motive aus mehreren neuen und beliebten Opern, waren in Beziehung auf Vortrag und Kunstfertigkeit wahre Meisterstücke der Virtuosität und erwarben dem Concertgeber die allgemeine und herzliche Anerkennung der zahlreichen Versammlung. Die Mitwirkung der Guitarre, beydem von Hrn. Proch componirten und von demselben auf der Violine sehr schön ausgeführten Divertissement über Motive aus Auber's „Pferd von Erz“ war, obwohl nicht minder verdienstlich von Seiten des Virtuosen, doch im äußeren Erfolge nicht so glänzend, als die vorangegangenen Leistungen auf der Guitarre allein. — Die übrigen Ausstattungen des Concertes bestanden in der hier zum ersten Male ausgeführten Overture unter dem Titel: „Meeresstille und glückliche Fahrt,“ von Mendelssohn-Bartholdy, einem im Auslande sehr berühmten, gewiß auch seines Ruhmes und seines Urhebers würdigen, wenn gleich nicht von gesuchter, gezwungener Künstlichkeit ganz freyen Musikstücke. Im Laufe des Concertes sang Hr. Klein, dessen schöne, klangvolle Stimme sich immer glücklicher ausbildet, ein Lied von der Composition des vielseitig talentvollen Hrn. Proch. Die Bravourvariationen über ein Thema aus der Oper: „Die Ballnacht,“ componirt und vorgetragen von Hrn. Theodor Döhler, bewährten das gerechte Urtheil unseres Publicums, welches diesen, durch Klarheit, Kraft und Bravour gleich ausgezeichneten Pianisten bereits in die Zahl seiner Lieblingsvirtuosen aufgenommen hat. Mit wahren Vergnügen wiederholen wir heute, was wir schon bey früheren Gelegenheiten über diesen reichbegabten Künstler ausgesprochen haben. Die k. k. Hofschauspielerinn, Ute. Fournier, welche ein etwas langes Gedicht mit Wärme und Gefühl sprach, wurde heute, wie bey ihrem ersten Auftreten im Burgtheater nach einer mehrmonatlichen, lebensgefährlichen Krankheit, von der Versammlung mit jener gemüthlichen Herzlichkeit empfangen, welche die liebenswürdige Künstlerinn so sehr verdient, und welche überhaupt ein gewiß nur wohlthätig rückwirkendes Verhältniß zwischen Publicum und Künstler bildet.

M o d e b i l d XI.

Ein Mantel von taubengrauem Seidenstoff, mit Rosataffet gefüttert und mit gepresstem Sammet geziert, nach einem Originale von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damenskneidmayer, Spenglergasse Nr. 426.

Eine Haube von Tülle-Application mit Blumen und Taffetband, nach einem Originale von Josephine Niederreiter (vormals Langer), Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.



Fr. Steber. sc.

Wiener Moden.

Wien. Zeitachr. N. 33.
17. März. 1856.

n
er
le
re
ie
st
r,
le
r,
er
f
n
s
ie
s
d
ie
g
er
d
n
is
n
h
s
d
n
l.
r
er
ta
n
s
f

is
is
n

Historical Sketch of the

State of the Republic of the United States

of the Year 1800

by James M. Smith

Published by the Author, at the Office of the

Printer, in the City of New York

1800

The following is a list of the names of the

5
9
2
13
w

©
fo
fi
u
2
8
2
2
9
(3
in
b
fo
ch
no
m
de
di
at
li
fr